



Barbara Kühnlenz

# Iris Lunaris

Roman

AAVAA  
VERLAG

Barbara Kühnlenz

# Iris Lunaris

Roman

**AAVAA**  
VERLAG

© 2016 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2016

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Dr. Frank Kühnlenz

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2124-2

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2125-9

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2126-6

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2127-3

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

**AAVAA**  
VERLAG

Wenn deine Mutter alt geworden,  
und älter du geworden bist,  
wenn ihr, was früher leicht und mühlos,  
nunmehr zur Last geworden ist,  
wenn ihre lieben, treuen Augen,  
nicht mehr wie einst ins Leben seh'n,  
wenn ihre Füße, kraftgebrochen,  
sie nicht mehr tragen woll'n beim Geh'n,  
dann reich ihr deinen Arm zur Stütze,  
geleite sie mit froher Lust,  
die Stunde kommt, da du sie weinend  
zum letzten Gang begleiten musst.  
Und fragt sie dich, so gib ihr Antwort,  
und fragt sie wieder, - sprich auch du,  
und fragt sie nochmals, - steh' ihr Rede,  
nicht ungestüm, ... in sanfter Ruh!  
Und kann sie dich nicht recht verstehen,  
erklär ihr alles frohbewegt,  
die Stunde kommt, die bitt're Stunde,  
da dich ihr Mund nach nichts mehr frägt.  
(unbekannter Autor)

## Prolog

Am 09. Juni 2000 um 10 Uhr 30 klingen noch die letzten Töne von „Time to say goodbye“ in den Ohren der Trauernden, als sie aus der Kapelle des Waldfriedhofes in den Sonnenschein dieses Sommertages schreiten. Sie folgen dem Bestatter, der eine kupferfarbene Urne mit dem Relief einer mit Blattgold verzierten Orchidee trägt. In der ersten Reihe hinter ihm schützen zwei Männer eine Frau, die zwischen ihnen geht. Der Begleiter an ihrer rechten Seite trägt den Grabschmuck in Herzform mit bunten Freesien drapiert. Die Frau und der Jugendliche zu ihrer Linken halten in jeder Hand einen Strauß Freesien, die Lieblingsblumen der Entschlafenen. Beide verbindet die Trauer um den geliebten Menschen, dem sie das letzte Geleit geben und blockiert jeden Gedanken an Vergangenheit und Zukunft. Sie gelten nur dem Hier und Jetzt. Sie begleitet ein Paar, das sich untergehakt hat.

Auf einer Handfläche des Mannes liegt ein Kissen aus Moos, auf dem ein Stein mit der Aufschrift: „*In Bildern der Erinnerung liegt mehr Trost als in vielen Worten*“ ruht. Eine goldumrandete Schleife hängt mit der Aufschrift: „*Einen letzten Gruß von Liesa-Marie, Tom und Alexander*“ herab.

An der Vertiefung für die Bestattung des Aschegefäßes stocken ihre Schritte. Während der Bestatter langsam die Urne unter den Blicken der Trauernden ins Bett zur ewigen Ruhe herabsenkt, ertragen die Anwesenden diesen Abschied in die Ewigkeit mit Wehmut. Ihre Augen entlassen keine Tränen; ihr Verstand denkt nicht mehr; ihre Mimik ist ausdruckslos im totenblassen Gesicht. Jeder sinkt in seinem eigenen Schmerz mit hinab. Still brennen sie den Anblick der Urne, die nach wenigen Sekunden auf dem Erdboden ruht, bis ans Ende ihrer Zeit in ihr Gedächtnis ein. Unwillkürlich strecken die Frau und der jüngere Mann ihre Hände über das Tor zum Jenseits und lassen ihre Blumensträuße frei. Ihre Blicke bewachen

das Herabsinken auf die Urne. Als sie das Gefäß überdacht haben, greift die Frau mit einer Hand eine geringe Menge Sand von dem spärlichen Erdhügel neben der Graböffnung und lässt ihn auf die Blumen herabrieseln. Die Frau tritt zur Seite, damit jeder von den Trauernden ihre Handlung wiederholen kann. Danach gruppieren sie sich im Halbkreis um den Eingang in die Zeitlosigkeit. Ein Friedhofsmitarbeiter beginnt, den Zugang in die Gefilde der Seligen mit dem Rest der Erde von dem Hügel zu versiegeln. Jeder Laut, der beim Aufprall ertönt, verhindert, dass die Trauernden das Geschehen ihrer Umgebung wahrnehmen. Nachdem der Eingang in die himmlischen Gefilde versperrt ist, ziert der jüngere Mann die Ruhestätte mit einem Grabgesteck, dessen Zierband die Heimgegangene mit dem Versprechen ehrt: *Die Brücke zu Dir ist unsere Liebe. Dein stilles Entschlafen ist unser Trost. In Liebe Tochter Karin, die Enkel Florian und Simon.*

Der ältere Mann legt seinen Grabstrauß mit der Aufschrift: „*Ruhe sanft. Heiner, ein Freund*“, daneben und das Ehepaar ihr Kissen aus Moos dazu.

Nachdem der Bestatter ihnen kondoliert hat, fassen sie sich an den Händen und verharren stumm mit gesenkten Köpfen vor der Grabstätte. Ihre Gedanken fliegen in ihr von Kummer und Entbehrung geprägtes Leben zurück.

**Samstag, 06. Mai 2000, 6 Uhr**

Kein Klingelton muss mich heute wecken. Trotzdem bin ich zur gewohnten Zeit wach geworden. Ich blinzle zu dem Wecker, dessen Sekundenzeiger sorgsam seine Runden über das Zifferblatt kreist. Meine Gedanken rotieren um den bevorstehenden Tag.

Florian radelte am Freitag mit Freunden zum Scharmützelsee, um den Geburtstag eines Kommilitonen zu feiern. Heiner fuhr gestern Abend mit meinem Jüngsten zu seinen Eltern. Er wollte seinem Vater beim Tapezieren des Wohnzimmers helfen. Ich plane, nach dem Frühstück im Supermarkt Lebensmittel für die bevorstehende Woche einzukaufen. Noch einmal überdenke ich meinen Einkaufszettel, auf dem ich gestern die notwendigen Nahrungsmittel notiert habe. Es sind alle vorhanden, die wir benötigen. Ich freue mich auf den Nachmittag, an dem ich an meinem Roman weiterschreiben möchte. Beruhigt drehe ich

mich auf meine Schlafseite und schließe meine Augen, um das nächste Kapitel des Romans zu überdenken. Meine Gedankengänge unterbricht immer wieder der morgige Besuch bei Mutti. Unwillkürlich laufen Tränen über meine Wangen. Wie erfreuten mich die Tage, an denen sie zum Mittagessen gekommen war und wir nach der Mittagsruhe am Nachmittag miteinander schwatzen konnten. Und jetzt? Jetzt kostet es mich Überwindung, sie zu besuchen. Der Anblick ihres Elends quält mich bis zum nächsten Besuch. Manchmal bete ich sogar, dass sie erlöst wird, damit sie und auch ich endlich Ruhe finden können. Dabei suggeriert mir mein Gewissen, das ich so etwas nicht denken darf. Aber diese Gedankenflüge schleichen sich trotzdem fortwährend in meine guten Wünsche für sie ein. Glücklicherweise begleitet mich beinahe jeden Sonntagnachmittag Heiner in das Haus der Todgeweihten. Er stärkt mich durch seine Anwesenheit. Er weiß, wie ich leide, und dass die Besuche bei Mutti seit Jahren mein einziges

Sonntagsvergnügen sind. Erst vorige Woche vertraute ich ihm an: „Hoffentlich ist sie bald erlöst. Ich ertrage ihr Elend kaum noch“, und schämte mich wegen meiner Denkweise.

Er nickt zu meinem Geständnis und drückt meine Hand. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihm unsere Sonntage gefallen. Nicht nur wegen des Besuches, sondern hauptsächlich wegen meiner anschließenden Tränen und Niedergeschlagenheit; wegen meiner Wünsche und meiner Träume auf Befreiung von ihrem Leid. Nur seine liebevolle Zuwendung löst mich vorübergehend von den quälenden Fragen. Heiner und auch Florian raten mir, nicht jeden Sonntag in das Reich der Hoffnungslosigkeit zu gehen. Ihr Vorschlag entflammt meine Sehnsucht nach Vollendung der Vorsehung. Doch mein Gewissen appelliert an mein Pflichtgefühl. Es lenkt meine Erinnerung zu Alexander und an den Tag, an dem er für immer ins Nirwana aufbrechen musste.

Im letzten Sommer erreichte Heiner, dass ich mir einen freien Sonntag gönnte. Er schlug ei-

ne Dampferfahrt von Köpenick bis zum Kleinen Müggelsee vor. Doch Freude erfüllte weder ihn noch mich. Nur meinem Jüngsten begeisterte die Fahrt mit dem Schiff über das Wasser, auf dessen Wellen der Sonnenschein tanzte. Seine Freude versöhnte mich mit meinen Schuldgefühlen, die an mir wie Ungeheuer nagten.

*Merkt Mutti, dass ich nicht gekommen bin? Wie mag es ihr gehen?*

Ich werfe mir vor, gewissenlos zu sein, und linse zu Heiner. Er hockt in sich gekehrt auf seinem Platz und starrt durch die Fensterscheibe, an der die faszinierende Landschaft im Glanz der Sonnenstrahlen am Ufer vorbeizuschweben scheint. Ihre Anmut erreicht weder ihn noch mich.

Nachdem der Dampfer angelegt hat, fahren wir schweigend zu mir. Ich brühe uns eine Thermokanne voll mit Kaffee und serviere das Getränk auf dem Tisch der Terrasse. Heiner bedankt sich. Schweigend genießen wir das Getränk. Nur mein Jüngster plappert in sei-

nem Laufstall vor sich hin. Heiner unterbricht im Sonnenuntergang die Stille und bewertet unseren Ausflug: „Nie wieder!“

Ich stimme ihm zu und schließe die Augen, um von einer Reise zu träumen. Der Naturpark Lüneburger Heide mit seinem blühenden Heidekraut, Wacholdergewächsen und der Tierwelt, den Wäldern und Mooren lockt mich schon seit Jahren. Liebend gern wäre ich mit den Kindern durch diese Landschaft gewandert, wie damals mit Alexander und Florian im Allgäu über die Wiesen nahe der schneebedeckten Berggipfel des Wettersteingebirges. Ich wünsche mir, noch einmal mit Simon in Liebe vereint zu sein und mich mit ihm und unseren Söhnen an den Wundern der Natur zu laben. Meine Schwärmerei unterbricht das Telefon. Ich springe aus dem Bett, spurte zu dem Apparat und lese auf dem Display „Pflegeheim“. Mein Herz rast, und ich frage atemlos: „Ja, bitte?“

Eine Frauenstimme teilt mir mit: „Hier Schwester Irene. Können Sie gleich kommen?“

Wir denken, die letzten Stunden Ihrer Mutter brechen an.“

„Natürlich. Komme sofort.“

Einige Sekunden verharre ich, wie versteinert, im Wohnzimmer. Als die Nachricht vollkommen in mich eingedrungen ist, greife ich mit zitternder Hand zum Handy und rufe Florian an. Erfreulicherweise meldet er sich sofort. Ich informiere ihn: „Flo, das Heim hat angerufen. Omchens Reise in die Ewigkeit ist angebrochen. Ich gehe gleich zu ihr. Wenn du sie noch einmal sehen möchtest, müsstest du, so schnell wie möglich, kommen.“

„Ok, Mama. Ich schwinge mich gleich aufs Rad und fahre zum Bahnhof. Wann ein Zug nach Berlin fährt, weiß ich nicht. Kann also spät werden.“

Nachfolgend informiere ich Heiner.

„Ich tapeziere gerade mit meinem Vater das Wohnzimmer und kann ihn nicht sofort verlassen. Sobald wir fertig sind, fahre ich los. Ist es dir recht, wenn ich Simon hier lasse?“

„Ja. Das Kind ist momentan bei deinen Eltern am besten aufgehoben. Bitte, sei bald hier!“

In Windeseile ziehe ich mich an, schnappe mir ein trockenes Brötchen, meine Tasche und flitze zur Haustür hinaus. Auf dem Weg zum Heim fliehen meine Gedanken in die Vergangenheit.

## 1. Kapitel

Im vorletzten Jahr des 1. Weltkrieges wichen an der Westfront vom 16. bis 19. März 1917 die deutschen Truppen des Unternehmens Alberich an der Somme in die Siegfriedstellung zurück. In einer Kleinstadt am Rande des Kyffhäusergebirges erwartete Else Kreiner während dieser Tage ihr zweites Kind. Doch das Baby ließ sich Zeit. Es schien, als wolle es nicht in die Gräueltaten der Zeit hineingebo- ren werden, und blieb über den errechneten Geburtstermin hinaus in der schützenden Hülle der Mutter. Doch die Natur kannte kein Erbarmen. In den Morgenstunden vom 28. März 1917 drängte das Baby ans Tageslicht. Else beauftragte ihren Erstgeborenen: „Hol Tante Anna! Sag ihr, dass es losgeht.“

Mithilfe ihrer Schwägerin gebar Else Kreiner unter Schmerzen ihre Tochter in der gemieteten Dachgeschosswohnung. Anna nabelte das Neugeborene ab, versorgte es mit geübten

Handgriffen und legte es der Mutter auf den Schoß.

„Ein Mädchen. Es ist ein bisschen zu klein und scheint mir auch untergewichtig zu sein. Hoffentlich kriegen wir sie in diesen Zeiten durch“, teilte sie der Wöchnerin mit, die sorgenvoll auf den Winzling blickte. Die Schwägerin untersuchte die Nachgeburt auf ihre Vollständigkeit.

„Alles in Ordnung. Wie soll sie denn heißen?“

Else überlegte kurz und nannte das Neugeborene Helene. Der fünfjährige Wilhelm bestaunte das zarte Wunder, dass kurz darauf an der Brust der Mutter saugte. Sein Vater Fritz erfuhr nie von der Geburt seiner Tochter, denn er fiel als Schütze am 18. März 1917 im Trommelfeuer der Britten während der Schlacht bei Arras.

Else erholte sich allmählich von der Geburt. Sie bangte um den zierlichen schwächlichen Säugling. Permanent hielt sie das Nesthäkchen Nacht für Nacht im Arm und lauschte

angsterfüllt auf seine Atemzüge. Dabei betete sie um sein Leben zu einem Gott, der an allen Fronten den Tod zahlloser Soldaten zuließ. Oft sackte Else vor Erschöpfung zusammen und fiel gegen Wilhelm, der in dem einzigen Bett, das sie besaßen, neben ihr schlief. Sie schreckte erst durch das Wimmern des Babys hoch. Sein Anblick beglückte sie. Schnell entblößte sie ihre Brust, um die Kleine zu stillen. Heißhungrig verfolgte Wilhelm die Nahrungsaufnahme der Schwester, aber vor Schwäche sanken seine Augenlider immer wieder herab. Auch der Säugling gab nach wenigen Saugbewegungen auf. Die Quelle lieferte wenig von der kostbaren Milch. Kläglich weinte es sich in den Schlaf. Else dachte jedes Mal, das Baby sei vor Entkräftung für immer eingeschlafen. Ihre eigene Nahrung war unzureichend und demzufolge reichte die Muttermilch nicht. Sie konnte dem Säugling auch keine zusätzliche Vollmilch anbieten, denn in den Geschäften gab es sie schon lange nicht mehr. Manchmal ergatterte ihre Schwägerin

Anna von einer barmherzigen Bäuerin aus einem der umliegenden Bauernhöfe einen viertel Liter Milch. Diese wertvolle Gabe brachte sie umgehend Else.

„Ich habe wieder ein wenig Milch erbeuten können. Versuch mal, ob sie trinkt!“

Else bemühte sich, ihrem Kind diese wertvolle Nahrung einzuflößen. Oft scheiterte ihre Absicht, weil Helene zum Trinken zu schwach war. Die Mutter vergoss viele Tränen und beruhigte sich erst wieder, wenn die Tochter im Verlauf des Tages die Flasche leer getrunken hatte. Immer häufiger schielte Wilhelm gierig zu dem viertel Liter Magermilch für die Schwester. Ab und zu tauchte er seinen Zeigefinger hinein und lutschte ihn ab. Bisweilen bettelte er: „Darf ich die Milch trinken? Bitte, Mama, ich bin auch hungrig und durstig.“

„Wir können was anderes essen, aber deine Schwester ist dafür noch zu klein. Sie darf vorerst nur Milch trinken“, wehrte Else seine Bitte mit Wehmut ab. Einmal verlor er seine Beherrschung und trank die Kostbarkeit. An-

schließlich schmerzte ihn das jämmerliche Weinen der Schwester mehr als die Schläge der Mutter. Er hockte sich auf einen Schemel und wimmerte wegen seiner Schandtat vor sich hin. Doch auch die Sorge um Wilhelm trieb Else in Albträume, in denen er verhungert neben ihr lag. Er und sie ernährten sich hauptsächlich von Steckrüben. Die Schwägerin versuchte zwar, aus dem Gemüse, das auf Zuteilung in den Geschäften zum Kauf angeboten wurde, mit ihren wenigen Mitteln schmackhafte Gerichte zu kochen. Meistens blieb es jedoch bei der Suppe. Hin und wieder betrat sie freudestrahlend die Dachstube und verkündete: „Heute bringe ich euch eine Delikatesse, die habt ihr noch nie gegessen“, und servierte den Hungerleidenden einen Kuchen aus Steckrüben. Mitunter überraschte sie die Schwägerin und den Neffen mit einem Glas Marmelade, die sie aus den Dickwurzeln zubereitet hatte. Wilhelm hasste dieses Gemüse. Trotzdem aß er jedes Gericht, denn der Hunger quälte ihn stärker. Gramerfüllt betrachtete

Else ihren Erstgeborenen, der von Tag zu Tag dünner wurde. Hin und wieder gab sie ihm, wenn die Schwägerin von der Bäuerin Milch gebracht hatte, einen Teelöffel ab. Trotzdem glaubte Else nicht, dass sie und die Kinder überleben werden. Von ihren Verwandten und Bekannten erreichte sie oft die Nachricht, dass wieder ein Angehöriger verhungert oder gefallen war. Manchmal wünschte sie sich zu ihrem Fritz, der irgendwo auf einem Schlachtfeld seine ewige Ruhe gefunden hatte.

Auch der Winter 1916/17, der später als der Steckrübenwinter in die Geschichte einging, endete. Das Frühjahr brachte nicht nur Hoffnung auf ein Ende des Krieges mit, sondern bescherte auch Else neuen Lebensmut. Mit der Zeit erholte sie sich von der Geburt, und beide Kinder lebten. Als Else kräftiger war, betraute sie Wilhelm mit der Aufgabe: „Pass auf deine Schwester auf! Ich gehe mit Nachbarn auf Hamsterfahrt in die umliegenden Dörfer. Vielleicht erwische ich was Gutes zum Essen.“

Hin und wieder brachte sie einige Kartoffeln oder ein paar Eiern mit. Ein besonderer Festtag war es für Wilhelm, wenn die Mutter Brot und Wurst ergattert hatte. Einmal besaßen sie nur noch ein Ei. Die Mutter kochte es, pelte vor den Augen des Sohnes die Schale ab und teilte es in zwei Hälften. Eine gab sie Wilhelm, und eine behielt sie. Wilhelm zerhackte seine Hälfte mit einem Messer in klitzekleine Krümel, obwohl er seinen Teil am liebsten vor Heißhunger im Ganzen verschlungen hätte. Wie eine heilige Handlung stippte er den Zeigefinger in die Eimasse und steckte den Finger in den Mund. Sogleich nuckelte er daran, bis der Geschmack nach Ei vollkommen verschwunden war. Dieses Ritual wiederholte er so oft, bis keine Winzigkeit mehr auf dem Teller zu sehen war. Trotzdem leckte er ihn ab, um sicher zu sein, keine Spur von der Delikatesse übersehen zu haben.

Eines Tages kehrte Else erschöpft von einer Hamsterfahrt zurück, von der sie nichts mitbrachte. Sie vermisste den Sohn und die

Atemzüge der Tochter. Misstrauisch hob sie den Säugling aus dem Bett. Sie merkte sofort, dass ihre schlimmste Befürchtung eingetreten war. Helene lebte nicht mehr. Mit dem toten Säugling im Arm tigerte sie weinend in der Wohnung umher, bis Wilhelm kam. Mit gesenktem Kopf gestand er ihr: „Ich kann nichts dafür, Mama. Ich wollte die Tante holen, weil Helene sich nicht mehr bewegt hat.“

Er duckte sich, um die erwarteten Schläge der Mutter abzuwehren. In dem Moment erschien die Schwägerin. Sie nahm Else das Baby ab und versicherte ihr: „Wilhelm kann wirklich nichts dafür. Ich habe das schon lange befürchtet, denn die Kleine war von Geburt an zum Leben zu schwach.“

Else überwand den Tod der Tochter nur schwer. Als sie später tagsüber in Heimarbeit für die ansässige Knopffabrik als Knopfannäherin arbeitete, verbesserte sich ihre Lage. Von früh bis spät in die Nacht hinein nähte sie verschiedenartige Knöpfe auf Pappe. Jeden Abend half Wilhelm mit. Von dem Erlös er-

warb Else bei den Bauern der Umgebung ausschließlich Nahrungsmittel.

Im Sommer sammelte Wilhelm im Wald des Gebirges Blaubeeren, Walderdbeeren und Himbeeren. Im Herbst kehrte er häufig mit einem Korb gefüllt mit Steinpilzen zurück. Davon gestatteten sie sich ein Festmahl. Else stoppelte zusätzlich auf den Feldern Reste von Kartoffeln, Gemüse und Getreide. Durch diese Schufterei beschaffte sie sich und ihrem Sohn das Nötigste an Nahrung. Es beglückte sie, wenigsten ihm das Leben erhalten zu haben. Sie hungerten nun zwar nicht mehr, aber Wilhelm musste vieles entbehren, was seine Freunde an Spielzeug besaßen.

Von Kindheit an träumte Else, ein eigenes Haus zu besitzen. Gleich nach dem Ende des Krieges sparte sie eisern, um sich eines Tages ihren Wunsch erfüllen zu können. Ihr Traum vom Eigenheim erlosch auch später durch die deutsche Inflation nicht, obwohl ihr Gespartes an Wert verloren hatte und die deutsche Wirtschaft zusammenbrach. Ursache für die ga-

loppierende Hyperinflation waren die immensen Reparationsverpflichtungen, die an die Siegermächte gezahlt werden mussten. Erst die Einführung der neuen Rentenmark und die Gründung der Deutschen Rentenbank im November 1923 stoppte die Hyperinflation. Das Münzgesetz vom 30. August 1924 führte als neue Währung die Reichsmark ein. Das Sparguthaben von Else verlor erneut erheblich an Wert. Trotzdem sparte sie weiter für ein eigenes Haus.

Else wünschte, dass Wilhelm am Realgymnasium das Abitur absolvieren sollte, damit er künftig besser leben könnte. Er weigerte sich und wurde zu einem Onkel in die Lehre gegeben, der in Nordhausen eine Fleischerei besaß und bereit war, den Neffen zum Fleischer auszubilden.

Einige Jahre nach Kriegsende lernte Else den Friedhofsgärtner Hans Häuser bei ihren häufigen Besuchen von Helenes Ruhestätte und den Gräbern von Gefallenen des 1. Weltkrieges kennen. Kurz darauf heirateten sie, und

ihre finanzielle Lage blühte auf. Der Ehemann erwog sogar, eine eigene Gärtnerei zu eröffnen, aber Else billigte sein Vorhaben nicht. Demzufolge blieb er Friedhofsgärtner und sie weiterhin Knopfannäherin. Schon bald erfüllte sich der Wunsch von Else nach einem eigenen Haus. Das Ehepaar erwarb ein zweistöckiges Gebäude aus Lehmbacksteinen ohne Bad mit Abort im Hof. Das obere Geschoss bewohnten Mieter. In die unteren Räume zog Else mit ihrem Ehemann ein. Ein Jahr nach der Eheschließung gebar sie erneut ein Mädchen, das sie Ilse nannte.

Trotz aller Befürchtungen entwickelte Ilse sich körperlich gut. Für sie blieb in der Wohnküche kein Platz für einen Stuhl, sodass sie im Stehen essen musste. Altersgemäß wurde sie in die Volksschule ihrer Geburtsstadt eingeschult. In dieser Zeit besuchten Mädchen und Jungen getrennte Schulen. Ilse erhielt ihren Platz von der Lehrerin neben einem Mädchen, das Gerda hieß, zugewiesen. Schon bald ent-

wickelten sich beide zu unzertrennlichen Freundinnen.

Während die Eltern von Gerda eine Schlosse-  
rei besaßen und sie als einziges Kind mit  
Spielsachen überhäuft, musste Ilse unauf-  
hörlich darben. Alle ihre Freundinnen besa-  
ßen einen Holzroller, der 5 Reichsmark koste-  
te. Ilse flehte die Mutter an: „Kauf mir auch so  
einen Roller. Immer muss ich zugucken“, aber  
kein Bitten und kein Weinen half ihr. Ihre  
Mutter blieb hart und kaufte ihn ihr nicht.  
Gerda und auch ihre anderen Freundinnen  
gestatteten Ilse hin und wieder, dass sie mit  
ihrem Holzroller fahren durfte. Meistens sah  
sie zu. Oft weinte sie wegen der Hartherzig-  
keit der Mutter, die der Tochter vorhielt: „Von  
dem Treten gehen die Schuhe kaputt. Ich  
kann dir nicht dauernd Neue kaufen.“

Trotzig schrie Ilse: „Ich will aber einen Roller,  
wie die anderen einen haben.“

„Es gibt keinen Roller und damit basta!“

Ilse musste sich fügen. Als Gerda nach der  
vierten Klasse aufs Lyzeum wechselte, bettelte

Ilse erneut: „Ich möchte auch diese Schule besuchen.“

Die Mutter wehrte ihre Bitte mit der Begründung ab: „Wilhelm hat nicht das Abitur. Da brauchst du es auch nicht.“

Darüber war Ilse sehr unglücklich. Gerda gewann nun andere Schulkameradinnen als Freundinnen, aber ihr Freundschaftsbund zu Ilse blieb erhalten.

Als Ilse die Volksschule beendet hatte, besorgte die Mutter ihr eine Ausbildungsstelle zur Verkäuferin in einem Modegeschäft. Lehrstellen gab es in der Kleinstadt wenig. Während ihrer Lehrjahre lernte Ilse die verschiedensten Stoffarten kennen und arbeitete im Verkauf mit. Sie durfte das Schaufenster dekorieren und gewann immer mehr Freude an ihrem zukünftigen Beruf, den sie sich nicht selbst erwählen durfte. Nebenbei lernte sie mit Gerda bei einer Tante der Freundin das Nähen. Diese Stunden zählten mit zu ihrer wundervollsten Freizeitgestaltung.

Am 30. Januar 1933 vereidigte Reichspräsidenten Max von Hindenburg den Parteivorsitzenden der NSDAP Adolf Hitler zum Reichskanzler.

Als Gerda mit anderen Schülerinnen des Lyzeums zu einem Tanzabend des Technikums eingeladen wurde, nahm sie die Freundin mit. Ilse verliebte sich in den Studenten für Flugzeugbau Theo Zielke, dem Sohn der Geschäftsinhaberin Martha und dem Chauffeur eines Berliner Bankhauses Walter Zielke. Gerda musste als Tochter wohlhabender Eltern nach ihrem Schulabschluss keinen Beruf erlernen, sondern heiratete den Schlosser Kurt Scheide. Ilse beendete ihre Ausbildung zur Verkäuferin und verlobte sich mit Theo. Inzwischen hatte ihr Bruder Wilhelm in Nordhausen Tilda geheiratet und besuchte die Mutter kaum, denn er verstand sich mit dem Stiefvater nicht.

Gleich zu Beginn des 2. Weltkrieges am 1. September 1939 musste Theo sein Studium am ersten Lehrstuhl Deutschlands für Flugzeug-

bau in Bad Frankenhausen-Udersleben abbrechen. Er erhielt als Abschluss das sogenannte Einjährige, weil er eingezogen wurde. Als technischer Offizier wartete er zunächst in Berlin die Flugzeuge der Wehrmacht. Bevor er an die Front kommandiert wurde, heiratete er Ilse am 23. März 1942. Im November wurde ihre erste Tochter Ursula geboren, die im Alter von sechs Wochen an Typhus verstarb.

In den Felsenhöhlen des Kyffhäusergebirges hatten sich Kompanien von SS-Angehörigen verschanzt. Den Bombenangriff am Freitag, dem 21. Januar 1944, kündigte ein Sirenengeheul gegen 21 Uhr an. Kurz darauf erschütterten Explosionen von über 1000 Stabbrandbomben die Gegend. Glücklicherweise erfolgten die Einschläge außerhalb von bewohntem Gebiet, sodass Elses Haus ohne Schaden blieb. Der Bombenabwurf am Ostersonntag, dem 31.03.1945, erfolgte ohne Vorwarnung. Bei dem sogenannten Bombenteppich verloren etliche Bürger ihr Leben. Ansonsten blieb die Stadt bis auf Schäden durch zerborstene Fens-